

Der Kirchhof von San Giovanni.

Aus dem Leben einer Engländerin.

(Fortsetzung.)

„Mama, Wasser!“ rief die Kleine stöhnend, und streckte mir beide Arme entgegen. Das Herz in meiner Brust drohte zu zerspringen. Ich reichte ihr das Verlangte, dann riß ich mir die seidene Decke von den Schultern, erhob das Kind und verhüllte es sorgfältig. Mit einem Ruck erwachte ich Julius, der mich erwachend mit großen Augen anstarrte. Ich gebot ihm zu schweigen. Mit Bliesgeschnelle hatte ich ihn bekleidet, und ehe die treulose Amme es ahnen konnte, was geschehen, lag schon das düstere Zimmer hinter mir.

Bella ruhte an meiner Brust und Julius schlich still und folgsam an meiner Hand dem Ausgang zu; unbemerkt waren wir vom zweiten Stock in den ersten zurückgeklungen; mit leisen Schritten und bebendem Herzen wollte ich wieder an Edward's Cabinet vorbeiziehen.

Do öffnete sich plötzlich die Thür, einen silbernen Armleuchter in der rechten Hand, trat Edward aus dem Gemach. An seiner Brust lehnte bleich und zusammengeklumpt die grüdlie Bianca, mit Zügen, aus denen der Wahnsinn blühte, sein linker Arm hielt sie umfaßt, er trug sie mehr als sie ging. Das Licht fiel auf mich. Bianca stieß einen schneidenden durchdringenden Schrei aus, und rief: „Siehst Du sie?“ und glitt an ihm nieder zur Erde.

Mein Gatte starrte, zu Schnee verbleicht, eine Sekunde lang in mein Antlitz, dann sank er an den Thürpfosten zurück, und mit dem Ausrufe: „Entsetzlich, jetzt sehe auch ich sie!“ entfiel der Leuchter seinen Händen, die Lichter erloschen, Dunkelheit umgab uns wieder; ich schlang meine Arme um Julius, und eilte, von Todesangst getrieben, aus dem Hause.

Zwischen jenen Schredensnächten und der Zeit, welche dieses Capitel beschreibt, liegen vier lange Jahre.

Meine Wunde war zu bedeutend, um meine Flucht aus Neapel lange verhindern zu können. Durch Matteo's Schlaueit, und seinen Wunsch, mich je eher je lieber scheiden zu sehen, gelang Alles über Erwarten; reich beschenkt verließ ich den Mann, dessen Vergehen mich von dem schauerhaftesten Tode rettete, er hatte es wahrlich wieder gut gemacht. Ohne Aufenthalt flog ich mit meinen Kindern durch Italien, endlich nahm mich der Ort an, wo mich mein ferneres Geschick erwarten sollte, Genf.

Ein liebliches Landhaus an den reizenden Ufern des herrlichen See's umschloß die Lebendigen, und mit Sehnsucht harrete ich auf Nachrichten von meiner Mutter, deren Rath mein weiteres Thun bestimmen sollte.

Endlich kamen Briefe von der ich ueren geliebten Frau. Die Nachricht meines Lebens hatte sie glücklicherweise früher erhalten, als die von meinem Tode; mein Gatte hatte lange gegögert, die unglücklichen Eltern mit dem Schlag bekannt zu machen, der sie getroffen.

Edward hatte an meinen Vater geschrieben, einen Brief voll Schmerz und Verzweiflung, ihm mein schnelles Ende und seinen Entschluß mitgeteilt, in fernen Welttheilen Zerstreuung und Seelenruhe zu suchen. Von meinen Kindern nicht ein Wort. Seinen Geschäftsmann hatte er in wenig Zeilen aufgefodert, ihm seine Revenüen auf fünf Jahre im Voraus zu senden und war, wie wir gleich nachher erfahren, sogleich nach Empfang der Wechsel aus Neapel verschwunden, wohin, wußte Niemand.

Die erste Sorge meines Vaters war, die Todesnachricht für unbegründet zu erklären, und mir einen Befehl zu senden, augenblicklich nach London, in das väterliche Haus zurückzukehren.

Mit welchen Gefühlen sah ich nach wenigen Wochen die englische Küste aus den Nebeln heraufsteigen, die sie umhüllten! Vor drei Jahren hatte ich, glücklich und geliebt von dem Lieblichsten meines Geschlechts, diese Insel verlassen — verrathen von ihm, den ich angebetet, mit seinen verwaisten Kindern am gebrochenen Herzen, kehrte ich heim! — Meine Thränen flossen unaufhaltsam.

Ich fand meine Mutter kränker, als ich gefürchtet hatte, tief erschüttert schloß sie mich in ihre Arme, sie vermochte nicht zu sprechen. Mein Vater legte segnend die Hände auf mein Haupt, sah mir lange in die trüben Augen, und sprach:

„Deine zerfallenen Züge sprechen es aus, was Du gelitten, aber der Herr hat Dich uns gnädig erhalten, er segne Deinen Eingang, mein geliebtes Kind!“

Und Gott segnete ihn, denn mein krankes Gemüth genas sichtlich in dem lieben Kreise der Meinen, auch meine Mutter erhob sich mehr und mehr bei meiner Pflege, und die friedliche Stille, welche mich in meinem alten Zimmer umgab, stimmte meinen Geist bald zu einer sanftern Trauer, zu einer unerklärlichen Sehnsucht, welcher ich vergebens einen Namen zu geben suchte.

Mein Vater hatte fast in allen bedeutenden europäischen Blättern Edward aufgerufen, seinen Ansehnstanz anzuzeigen, weil wir glaubten, seinem gequälten Vaterherzen die Nachricht von dem Leben seiner Kinder schuldig zu sein, und weil der Herzog seine Tochter nicht länger als Lady Darnford erblicken wollte; eine Scheidung war unabänderlich beschloffen.

Doch Edward war und blieb verschwunden, ohne ferner ein Lebenszeichen zu geben.

Eines Tages sah ich an dem Lager meiner Mutter, sie begann — was sie selten that — mit mir über das Verhältniß zu meinem Gatten zu sprechen und fragte mich plötzlich: „Sprich, Sidonie — ist alle Liebe in Deiner Brust für ihn erloschen, glaubst Du ihn ganz vergessen zu können?“

Diese Frage hatte ich mir selbst noch nicht gemacht, ich erglühete überrascht und senkte den Blick zur Erde.

Meine Mutter beobachtete mich schweigend, dann fuhr sie leuchtend fort: „O meine Sidonie, Du bist nicht geheilt — ich kenne das weibliche Herz — ich kenne die Gefühle einer Mutter; Edward ist der Vater Deiner Kinder — er wird Dir nie gleichgiltig werden!“

„Können Sie glauben, meine Mutter, daß ich meine Ehre so ganz vergessen könnte —“

„Stille, meine Tochter,“ unterbrach mich meine Mutter ernst; „es ist Zeit, daß ich Dir's sage, Du hast nicht gehandelt, wie Du solltest!“

Ich horchte hoch auf und erhob stolz das Haupt; meine Mutter fuhr fort, ohne sich stören zu lassen: „Wärest Du in jener Nacht mit der blutenden Wunde vor den Verführten hingetreten, hättest Du ihm die grauenvollen Stunden geschildert, welche sein Vergehen Dir bereitet, hättest Du ihm das Weib, für welches er brannte in sündiger Gluth, in ihrer wahren Gestalt gezeigt, so wäre Edward wenig zu Deinen Füßen gesunken — hätte seinen Irthum erkannt, und Deine Kinder hätten einen Vater, Du den Gatten noch!“

„Wie,“ rief ich außer mir, „ich sollte leben können mit einem Teufel, der mich so schmachlich verrieth? Rimmermehr, ich kann nicht lieben, wo ich zu achten aufgehört!“

„O mein Kind, das Weib kann viel, wenn es alle Pflichten erfüllen will, die ihm wurden — es kann und soll vergeben und vergessen. Erinnerst Du Dich jener unglücklichen Elaire? Sie trug ein Kind unter ihrem durchbohrten Herzen, ich hatte es durch ein Zeitungsblatt erfahren, ganz London wußte es — Dein Vater war ihr Verführer gewesen! Ich nahm den Verzweifelsenden damals liebend und verzeihend an mein Herz, sein Geist kam nach und nach von dem Jreue zurück, und nie war unsere Ehe so ganz glücklich gewesen, wie hatte er mich so geliebt, als seit jenem Unglück, das unsere Seelen im tiefsten Grunde erschüttert hatte!“

Ich stand auf und verließ halb vernichtet das Gemach; ich hatte einen tiefen Blick in mein Inneres gethan; ach, ich fühlte es längst, es hätte Alles anders kommen können, jetzt verstand ich die tiefe Trauer meines Gemüths, jetzt hatte meine unerklärliche Sehnsucht einen Namen.

Je mehr seine Spur verschwand, je mehr jeder Hoffnungsstrahl erlosch, den Verblendeten jemals wieder sehen zu können, je mehr verschwand mir die Erinnerung an das Unrecht, welches ich erlitten hatte, und nur der Verlust war noch deutlich in meiner Seele.

So waren Jahre dahin geschwunden, meine Kinder blühten im frischesten Jugendglande, und der Wunsch: „Könnte Edward sie sehen!“ flieg wieder und immer wieder in mir auf, und ward so mächtig, daß ich ihn oft mit heißen Thränen bekämpfen mußte. Ich beschwieg meiner Mutter den Zustand meines Innern, aber sie durchschaute mich nur zu gut.

Der vierte Herbst, seit ich von Edward getrennt lebte, neigte sich eben dem Ende zu, als mich ein ungewöhnlich schöner Nachmittag in das Freie lockte. Die Kin-

der hatten mich den ganzen Tag mit Bitten gequält, und so fuhr ich nach James-Park, ließ den Wagen warten, und ging mit ihnen tiefer in den Garten. Julius sprang mit seinem kleinen Hunde munter voran, und Bella, ihre Puppe im Arm, trippelte selbsterregt neben mir her. Eine Bank, von noch ziemlich grünem Laubwerk umgeben, winkte uns einladend; ich mußte mich setzen, um alle die Gräser und Blätter in Empfang zu nehmen, welche die Kinder mir nun brachten.

Ich sah wohl eine gute Weile, da gewahrte ich, von der entgegengesetzten Seite der Allee kommend, einen hohen Mann, dessen Züge mir von fern nicht fremd schienen; an seinem Arm hing eine seltsam gekleidete Frauengestalt, welche mit matten, unsicheren Schritten neben ihm herwankte. Ich sah dem Paare entgegen, und bemühte mich, den Mann zu erkennen, der mir in Gang, Miene und Haltung etwas so unendlich Bekanntes zu haben schien. Jetzt kamen sie näher, seine Blide richteten sich wie suchend auf die Bank, und wie ein Blitz durchdrachte es mich — es war Edward — es war mein Gatte, der jetzt gerade auf mich zukam; kaum hatte ich so viel Befinnung, einen lauten Schrei zu unterdrücken, und den Schleier, der über meinem Strohput hing, vor das erbleichende Gesicht zu ziehen.

„Sie erlauben?“ fragte jetzt die wohlbekannte, einst so geliebte Stimme, und ohne mich anzusehen, flüchtig grüßend, nahm er auf der Bank neben mir Platz, und zog die Dame neben sich.

Ich athmete kaum, er bemerkte mich nicht weiter, meine Blide besteten sich fest auf das Frauenzimmer. Ein langes faltiges Gewand von schwarzer Seide hing an einem, wie es schien von schwerer Krankheit abgemagerten Körper, ein schwarzer türtischen Shawl hing nachlässig um die schmalen Schultern, ein Hut von gleicher Farbe, abenteuerlich von einem langen schwarzen Schleier umwallt, beschloß den seltsamen Anzug.

Als sie sich gesetzt hatte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, wie bei gänzlich innerer Ermüdung, dann nahm sie mechanisch den Hut ab, und ein leichenhaftes, bleichs, abgekehrtes Antlitz, in dem nichts zu leben schien, als ein Paar tiefliegende, schwarze Feuer Augen, erweckte fürchterliche Erinnerungen in mir und riß alle Wunden wieder auf.

Wohl zehn Minuten saßen wir drei so unbeweglich neben einander. Edward starrte schweigend vor sich nieder, die Fremde sah mit kurzen schweren Athemzügen, die aus einer kranken Brust zu kommen schienen, zum Himmel auf und ich hatte nicht Muth noch Kraft, mich von der Stelle zu bewegen.

„Bianca, hast Du nun geruht?“ fragte endlich mein Gemahl.

Wie ein Dolchstich drang der Name in mein Herz; aber ein Blick auf die Glende, die mir seine Treue gestohlen hatte, entwarfne meinen Groll — sie war das Bild des rächenden Gewissens; keine Spur mehr von der Schönheit, die mich selbst in jenen fürchterlichen Tagen überstrahlt hatte, die Blüten dieser üppigen Gestalt waren abgestreift, ein markloses Gerippe, ein wandelnder Schatten saß vor mir.

„Nicht, noch nicht!“ flammelte sie mühsam und heiser — auch der süße Ton war verklungen, der ihn einst von dem Herzen seines Weibes hinweg gelockt; eine tiefe, mir unbegreifliche Wehmuth zog durch meine Brust.

Da flog mein Julius heran, der zwanzig Schritte von uns mit Bella im Grase herumgelaufen hatte, und brachte mir triumphierend einen verpödeten Schmetterling, den er gefangen; sein Gesicht glühte, die langen Locken flogen in reizender Unordnung um seine Stirn.

„Mutter, sieh nur!“ rief er mir zu, doch schnell verstummt sah er bald mich und bald die Fremden an, und wollte nicht herantreten.

„Welch' ein schönes Kind!“ seufzte jetzt mein Gemahl, Julius die Hand entgegen streckend; dieser aber fuhr zurück und fragte, sich an mich schmiegend: „Mutter, wer ist der bleiche Mann und die kranke Frau?“

Edward sah den Knaben wehmüthig an, schüttelte den Kopf und stand auf. Ich konnte ihn jetzt erst recht betrachten, er trat vor Bianca hin. Wie tief rührte mich die Blässe, das tiefe Leiden, das in seinen Zügen lag, und wie schön war er noch immer. Bianca sah unbeweglich in die Höhe.

„Komm, Bianca!“ sprach er sanft. „Nicht!“ entgegnete sie wieder.

„Was starrst Du so nach dem Himmel? Komm!“

„Du hast mich betrogen, das ist nicht Italiens Himmel, den Du mir versprachst!“

„Du bist seit sechs Stunden in London.“

„Sechs Stunden schon?“

„Habe Geduld, Bianca, in wenig Tagen gehen wir nach Deinem Vaterlande.“

„Tage lang noch in dieser feuchten dumpfen Luft — o so lang kann ich nicht leben unter dieser Nebeldecke — fort, fort!“

„So komm denn endlich!“

Sie wollte sich mit meiner Hilfe erheben, doch matt sank sie wieder auf die Bank.

„Es geht noch nicht,“ sprach sie schwer athmend.

Edward schlug die Hände zusammen, aber nicht ungeduldig, sondern wie in tiefem Schmerz.

Bella war indeffen herangefommen, hatte mich, wie sie nachher versicherte, dreimal angerufen, und da ich nicht antwortete, so lange an meinem Schleier gepupst, bis mir Hut und Schleier vom Haupte fielen; ich war so mit der Gruppe neben mir beschäftigt, daß ich erst zur Befinnung kam, als Edward plötzlich mit dem Ausrufe: „Sidonie!“ entsetzt zurückfuhr.

In diesem Augenblick erhob sich Bianca, sah mir mit weit offenen Augen, wie fragend, in das Antlitz, flammelte: „Sidonie — zum Drittenmale — dies ist — mein Tod!“ und sank leblos zu meinen Füßen nieder.

(Schluß folgt.)

Entlarvt.

Criminal-Romelle von Wilhelm Mundt.

An einem frühen Julimorgen, als die meisten Bewohner des kleinen Fleckens Orzival noch in süßem Schlummer lagen, schritten Bertrand und sein Sohn Philipp, beide betäubte Diebe und Wilderer, auf die Seine zu, um auf den Fischfang auszugehen.

Die Wiese, die sie durchschritten, stieß nach der rechten Seite hin an die schöne Besitzung des Grafen de Tremorel an dessen herrliches, in den reizendsten Formen erbauts Schloß aus dem großen, weitausgedehnten Parke hervorlachte.

Sie waren am Fluße angelangt. Während Bertrand damit beschäftigt war, mit der hölzernen Schaufel das Wasser auszusöpfen, das sich in seinem Boote angestammelt hatte, bemerkte er, daß einer der beiden Rudernägeln, zwischen denen sich die Ruder bewegten, ganz morisch geworden war und bei der leisesten Berührung abzubiegen drohte. Da in der großen Wiese sich kein einziger Baum befand, auch das Ufer nur eine kahle, dürre Sandfläche bildete, so rief er seinem Sohne:

„Philipp“, sagte er, „geh' hin und schneide dort im Parke des Herrn Grafen ein Stück Holz ab, damit wir den schadhaft gewordenen Nagel ersetzen.“

„Ich gehe schon“, rief dieser.

Er war soeben an dem breiten Graben angelangt, der die Besitzung des Grafen von der ganzen Wiese trennt, und hatte eben ein großes Taschenmesser hervorgezogen, um den Befehl seines Vaters auszuführen, als er einen lauten Schrei ausstieß.

„Vater! Vater!“ rief er voller Angst.

„Was gibts?“ rief dieser von seinem Boote aus, ohne von seiner Arbeit aufzuheben.

„Komm, komm schnell, im Namen des Himmels“, fuhr Philipp fort.

Bertrand ahnte jetzt, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse.

In zwei Sätzen war er bei seinem Sohne — ein schrecklicher Anblick bot sich ihren Augen dar.

Auf dem Rande des Grabens, halb verdeckt von dem Weidengebüsch, lag die Leiche einer Frau. Ihre langen Haare tauchten zum Theil in's Wasser, ihre grauseidene Robe war an vielen Stellen zerrissen und mit Roth und Blut besudelt.

„Ein Mord!“ murmelte Philipp mit zitternder Stimme.

„Das ist sicher“, antwortete der Vater; „wer mag's nur sein?“

„Wir wollen sehen,“ entgegnete der Sohn.

Sie thaten einen Schritt vorwärts.

„Die Gräfin!“ riefen Beide zugleich.

„Wollen wir sie nicht aufheben und zusehen, ob sie vielleicht noch lebt?“ sagte Philipp.

„Was willst Du thun, Unglückseliger! Man darf ohne Vorwissen der Gerichtsbörde nie eine Leiche anrühren, die man findet, es steht Strafe darauf!“

„So wollen wir den Bürgermeister benachrichtigen.“

„Das fehlte noch! Sind wir nicht schon über genug bei ihm angeschrieben.“

„Freilich — wenn's aber erwiesen wird, daß wir die Leiche zuerst gefunden haben, so wird man uns ohnehin für die Mörder halten; gehen wir jedoch zuerst hin, die Anzeige zu machen, so entkräften wir gerade dadurch höchst wahrscheinlich jeden Verdacht.“

„Nun, so sei's,“ sagte Bertrand, „was daraus folgt, wirst Du zu verantworten haben.“

Sie schritten auf das Haus des Bürgermeisters von Orzival zu.

Herr Courtois, der Bürgermeister von Orzival, war ein ehemaliger Fabrikant, der, wie man zu sagen pflegt, sein Schicksal in's Tode-ne gebracht und sich bereits eine Reihe von Jahren von den Geschäften zurückgezogen hatte. Da er leidenschaftlicher Jagdliebhaber war, so hatte er sich gerade die einfache ländliche Gegend als Ruhesitz gewählt, wo er seiner Liebhaberei ungehindert nachgeben konnte — suchte er Zerstreuungen, so konnte er Paris ohnehin in einer Stunde per Eisenbahn erreichen.

Nachdem vor einigen Jahren sein Vorgänger das Zeitliche geegnet hatte, hatte man die Würde des Bürgermeisters von Orzival auf seine Schultern gelegt — obwohl er sich anfangs sträubte, so schmeichelte er doch seinen Ehrgeiz nicht wenig, nicht bloß hinsichtlich des Vermögens, sondern auch in Bezug auf Amt und Würde der Erste in der Gemeinde zu sein.

Es lag also noch Alles in dem Hause des Bürgermeisters in süßer Ruhe, als Bertrand Vater und Sohn Einlaß begehrten.

Nach langem Warten erschien endlich ein schlaftrunkener Bedienter an einem Fenster des Erdgeschosses.

„Was gibts denn so früh?“ murmelte er, unwillig über die frühzeitige Aufforderung aus dem Schlafe.

„Wir wünschen den Herrn Bürgermeister zu sprechen“, nahm Bertrand der Vater, das Wort. „Uebrigens haben wir's eilig — geh' hin und bitte ihn, sogleich herunter zu kommen.“

Der Bediente verschwand brummend.

Nach einer guten Viertelstunde öffnete sich die Thüre; es war Courtois selbst, der geöffnet hatte.

„Herr Bürgermeister“, begann diesmal Philipp, sich kinstlich verneigend, „wir kommen, um Ihnen die Anzeige von einem großen Verbrechen zu machen — höchst wahrscheinlich ist es bei dem Herrn Grafen de Tremorel verübt worden.“

Courtois war mit dem Grafen befreundet — erbleichend prallte er zurück, als er seinen Namen hörte.

„Um Gottes Willen!“ rief er erschrocken, „ein Verbrechen? Beim Grafen de Tremorel! nicht möglich! Sie irren sich sicher!“

„Aber wir haben die Leiche gesehen — und wir glauben, daß es die Gräfin selbst ist.“

„Und wo haben Sie dieselbe gesehen? Wann?“

„Soeben, als wir auf den Fischfang ausgehen wollten — dort unten am Rande des Grabens, der sich an der Besitzung des Grafen hinzieht.“

„Schrecklich, schrecklich!“ murmelte der Maire. „Welch' ein Unglück! Es war eine so gute lebenswürdige Frau... Und nun ermordet zu werden! Aber es ist nicht möglich... Sie haben sich gewiß getäuscht...“

„Wir haben wohl zugehört, Herr Bürgermeister.“

„Ein solches Verbrechen in meiner Gemeinde! Schrecklich! Nun Sie haben mich daran gethan, zu mir zu kommen und mir die Anzeige zu machen. So wollen wir gleich gehen und sehen... Doch nein, halt! Ich will zuerst den Friedensrichter rufen lassen.“

Fleury, der Friedensrichter von Orzival, der nach einer Viertelstunde erschien, war ein Mann in den fünfziger Jahren. Vielfaches Unglück in seinem vielbewegten Leben — vor einigen Jahren hatte er seine Gattin und beide Kinder, zwei brave junge Leute in blühendem Jünglingsalter verloren — hatte ihn gegen Alles abgestumpft — er lebte nur noch für sein Amt, dessen Pflichten er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)